

Auswertung der Interviews zur inklusiven Konfirmandenarbeit (InKA) nach Themenfeldern vom September 2003

1. Zugehörigkeit

Sollten die Kirchengemeinde oder die Eltern um Zustimmung befragt werden, wenn Jugendliche mit Handicaps oder gar mit schwer mehrfacher Behinderung am Konfirmandenunterricht teilnehmen möchten?

„Also ich denke mal eine Gemeinde würde ich überhaupt nicht vorbereiten, ich würde erwarten, dass ganz selbstverständlich ein Kind welches zu unserer Gemeinde gehört, ganz selbstverständlich auch zum Konfirmandenunterricht gehört und ich frag doch auch sonst nicht Hinz und Kunz: sind sie einverstanden, dass das Fritzle von Maiers konfirmiert werden darf? Da hat es auch alles Mögliche dabei, wenn ich jetzt gerade Defizite oder irgendwie – hat’s allerhand Leute, die vielleicht auch nicht von allen so akzeptiert sind oder so. Da kann ich doch nicht fragen, sind sie einverstanden, ne, die haben das Recht – alle haben das Recht und da muss ich niemand fragen, das ist ein Grundrecht von mir aus, die muss ich nicht fragen, gut“ (PI 266-272).

Wie dieses Zitat deutlich belegt, haben wir es mit einer neuen, selbstbewussten Generation von Eltern zu tun, die im Elementarbereich (gute) Erfahrungen mit der Integration ihrer Kinder gemacht haben. Die entschiedene Haltung dieser Mutter wird von kirchlichen Richtlinien wie z.B. der Rahmenordnung für die Konfirmandenarbeit in Württemberg gedeckt: „Eine Behinderung ist kein Grund, Menschen von der Konfirmation auszuschließen“ (S.12). Kein Kirchenmitglied muss für die Teilnahme an der Konfirmandenarbeit in der Heimatgemeinde um Zustimmung fragen. Dennoch ist eine Abstimmung mit allen Beteiligten nötig, um eine sinnvolle Form der inklusiven Arbeit zu abzuklären. Viele Konfirmanden mit Handicaps und ihre Eltern werden aber noch immer an die Sonderschule weiter verwiesen. Ein solcher Verweis sollte ohne die eingehende Abklärung der inklusiven Möglichkeiten niemals ausgesprochen werden. Dem Wunsch der Betroffenen ist *nach Möglichkeit* zu entsprechen.

2. Information und Erstkontakt

Jugendliche mit Handicaps fallen nicht selten durch die Maschen des Informationsnetzes. Die Information, dass der Konfirmandenunterricht beginnt, erreicht Familien mit behinderten Kindern nicht immer auf direktem Weg. Oft bleibt bei den Betroffenen auch die Unsicherheit, ob das Kind mit Handicap wirklich willkommen ist. Wie kann hier mehr Klarheit geschaffen werden?

„Dass die Kinder herzlich willkommen sind und dass man das gern bei Bedarf, alles was erforderlich ist, damit es eine sinnvolle und eine positive Zeit wird, dass man das im Vorhinein abklärt, dass die Bedingungen geschaffen werden können, damit das möglich ist. Ich denke, dass ist wichtig für alle, das ist für die ganze Gemeinde wichtig, das sind auch Signale, wo man setzt, weil manche Leute sind nicht so behindert und fühlen sich trotzdem, trauen sich nicht in die Kirche und wenn man da Zeichen setzt und sagt: Bei uns gehören alle dazu, wir lassen uns in die Pflicht nehmen und wir schaffen die Bedingungen, dass es möglich ist, sagt uns was ihr braucht und wir sorgen dafür, dass ihr es habt. Das ist ein Signal für alle.“ (PI)

„Ich denke das sind so Zeichen und Signale, dass man es auch im Gemeindeblatt erklärt, ruhig auch mal ein ganzes Heft dem widmet, vielleicht auch mit Geschichten von einem Kind oder Fotos von Kinder und sagt ab diesem Jahr machen wir da wirklich Nägel mit Köpfen, wir sind vorbereitet, wir haben uns auch fortgebildet und ab jetzt gehören wirklich alle dazu und wer das gerne haben möchte, meldet sich oder ruft an oder je nachdem was notwendig ist, wir sind bereit.“ (PI)

„Wir sind von der Heimatgemeinde angeschrieben worden, vom Pfarramt und dann haben wir mit dem Pfarrer geredet in der Heimatgemeinde, ob er sich das auch vorstellen kann, den L. mit seinem Handicap

zu confirmieren und dann ist später auch der Pfarrer Schweiker auf uns zugekommen und hat mit uns auch darüber geredet“ (Sw 7-11)

„Wir wurden angeschrieben von der Gemeinde allgemein, die ganzen Kinder, die in dem Jahrgang drin sind werden angeschrieben. Und das war jetzt so nach der Taufe einfach mal der direkte Kontakt, also wir gehen eben zu Weihnachten in die Kirche oder zu Familienfesten in die Kirche, aber sonst halten wir es sehr neutral“ (Sw 75-79)

3. Segregation der Lebenswelten

„Ich meine, wenn man natürlich Kinder trennt, im frühen Alter, wie es in unserem System, leider, häufig immer noch der Fall ist. Das die soziale Netze zerstört werden, durch die Sondereinrichtungen und dass nämlich die Kinder dann morgens mit dem Bus abgeholt werden, ihre Spielkameraden, auch Geschwister kaum noch sehen, aus der Familie herausgenommen werden, bei den Mahlzeiten dann so nicht mehr vorhanden sind. Dadurch werden sie fremd, im eigenen Haus, in der Umgebung, in der Nachbarschaft, im Kindergarten, in der Schule. Und natürlich kann es unter Umständen nicht ganz leicht sein, das dann im Konfirmandenalter wieder plötzlich zusammenzubringen“ (PI 46-52)

Die abgetrennten Lebensräume zu überwinden und die Mauern einzureißen ist Schwierigkeiten und Risiken verbunden. Nicht alle Eltern sehen darin eine Chance für ihre Kinder:

Vater: „Ja, trotzdem KBF (Körperbehindertenschule)! Selbst wenn hier ein guter Konfirmandenunterricht wäre, würde ich lieber KBF sagen, weil der H. dort in der Klasse integriert ist. In der Schule integriert ist. Sich dort wohl fühlt und dort das Umfeld hätte, das ihm hier total fehlt.“

Mutter: „Er kennt ja niemand.“

Vater: „Ja, das Gebäude ist nicht interessant, ich meine jetzt das Umfeld von der Kameradschaft und so weite. ER hätte dann unter Umständen Schulkameraden, mit denen er am selben Tag, im selben Gottesdienst konfirmiert wird. Hier ist er wirklich ein Einzelgänger und ich befürchte, dass er das bleiben wird bis zum Konfirmandengottesdienst und dann ist es gegessen.“ (SI 445ff)

Die Sonderschule bietet ein vertrautes Umfeld, ein soziales Netz, in dem man gehalten ist und nicht mit Nachteilen und Ausgrenzung zur rechnen hat. Es gibt berechnete Befürchtungen, dass das eigene Kind in der Gruppe der Heimatgemeinde isoliert ist und keinen Anschluss findet.

Die Sonderschule, selbst wenn sie auf dem Gebiet der Heimatgemeinde liegt, bleibt für die Kirchengemeinde nicht selten „fremdes Land“ (terra incognita):

„Weil für viele Mössinger erstaunlicherweise ist die KBF auch eine Einrichtung, die ist einfach so weit weg, man weiß überhaupt nicht, was da passiert und man stellt sich dann nur die schwerstmehrfach behinderten Kinder im Rollstuhl fahrende Kinder vor“ (Schw 240-242)

Die Trennung ist gegenseitig. Auch die Gemeinde hat wenig Einblick in das Lebensfeld der Konfirmanden/innen mit Behinderung. Was sich hinter den Mauern der Sonderschule abspielt, bleibt oft verborgen.

„Dass eine Schule, die wirklich nicht so weit weg ist, dass da so wenig, dass man da so wenig Ahnung hat, was da eigentlich in dieser Schule so geschieht. Und das ist schon schade, von dem her denke ich, es wäre jetzt auch im Konfirmandenunterricht wieder eine Chance für solche Kinder, die eben wirklich überhaupt keine Ahnung haben, was da passiert einen Einblick zu kriegen.“ (Sw 252-255)

4 Sensibilisierung für Vorerfahrungen und Ängste

Die Sorgen und Ängste der Eltern haben oft schon eine längere Vorgeschichte. Sie ist geprägt durch eine Vielzahl an Erfahrungen mit einer Gesellschaft von der Menschen, die von der Norm abweichen, an den Rand gedrängt werden. Die Kette an verletzenden Erfahrungen ist oft lückenlos bis zur Diagnosemitteilung zurück verfolgbar.

Ein Vater: „Und vor allen Dingen, das muss ich sagen, die so genannten Unikliniken vor denen habe ich ganz große Manschetten, weil im Nachhinein muss ich sagen, so schlecht bin ich in meinem ganzen Leben noch nie beraten worden.“ (SI 122-124)

Auf schlechte Erfahrungen können betroffene Eltern mit Übertragungen, Rückzug oder unterschiedlichen Abwehrmechanismen reagieren.

Vater: „Nein, nein! Da habe ich keine Ängste! Nein, in der Richtung überhaupt nicht. Diese Ängste habe ich nicht mehr, weil ich sage, die Herren Gelehrten, die schreiben sich verkehrt, das „h“ muss raus, da muss ein zweites „e“ rein. Nein, es ist wirklich so, das ist zwar Quatsch, was ich jetzt gesagt habe, aber es ist so, das so genannte „Weißkittelsyndrom“, das habe ich nicht mehr. Das kenne ich nicht mehr. Jemand der einen weißen Kittel anhat, für mich, das bedeutet akute Gefahr. Und der weiße Kittel der soll jetzt symbolisieren, das sind die, die so viele Titel vorne dran haben. Ja, die Gelehrten. Ich traue ihnen nicht mehr“ (SI 109-118).

Je nach Möglichkeiten gehen Eltern unterschiedlich mit ihren Erfahrungen um. In jedem Fall sollten die Äußerungen auch auf dem Hintergrund der individuellen Vorgeschichte „gelesen“ werden.

Vater: „Die Befürchtung habe ich nicht, weil der der mich blöd anspricht, der kann von mir so eine blöde Antwort bekommen, auf die ist er nicht vorbereitet. Also da habe ich keine Probleme damit.“ (SI 401-402)

Neben vielen positiven Erfahrungen des gemeinsamen Lebens und Lernens gibt es auf beiden Seiten auch Schwellenängste, die durch getrennte Lebensräume weiter zementiert werden.

Eine Mutter, die auch in der AK Integration tätig ist: „Ich denke die Eltern sind schon die Experten und wegen der Angst, das haben wir jetzt ein bisschen verschwätzt, also die, viele Eltern haben Angst und ich denke, wenn die schon lange, viele Eltern, die keine Chance hatten Integration zu leben eigentlich, die werden sich schwer tun, die werden vielleicht weiterhin denken nein ich habe Angst vor der Öffentlichkeit und ich bleibe in meinem Rahmen von der Sondereinrichtung, da wird man ermutigen können, klar oder sagen riskieren sie es einfach wir möchten ihr Kind gerne dabei haben, weil ihr Kind ist zentral wichtig für uns“ (PI 366-369)

Sondereinrichtungen können auch ein Selbstverständnis als „Schutzraum“ entwickeln, das nicht immer hilfreich ist, Integration zu fördern:

„Jetzt wenn eben separiert wurde von Anfang an, die Angst der Eltern noch geschürt worden ist, die wird oft auch geschürt in der Sondereinrichtung“ (PI 374-375).

Die Befürchtungen von Eltern, ihr Kind könnte benachteiligt und ausgegrenzt werden, sind erfahrungsgesättigt und ernst zu nehmen:

Vater: „Ja, das Gebäude ist nicht interessant, ich meine jetzt das Umfeld von der Kameradschaft und so weite. ER hätte dann unter Umständen Schulkameraden, mit denen er am selben Tag, im selben Gottesdienst konfirmiert wird. Hier ist er wirklich ein Einzelgänger und ich befürchte, dass er das bleiben wird bis zum Konfirmandengottesdienst und dann ist es gegessen.“ (SI 452-455)

Kirche kann jedoch deutlich machen, dass vom Evangelium eine integrierende, heilsame Kraft ausgeht. Sie kann Menschen Gemeinschaft bieten, die aufgrund ihres Verhaltens oder ihrer Besonderheiten vor die Tür gesetzt werden. Und dies wird auch von ihr erwartet wie das Beispiel dieser Mutter zeigt:

„Weil es ist schon immer wieder schwierig den L. auch mit anderen...., also er versucht ja schon immer wieder Kontakt aufzunehmen zu anderen Kindern, im Sportverein oder so, aber er kriegt dann immer wieder einen Dämpfer. Und für mich war dann eben die Überlegung, also wenn nicht mal in der Kirche beim Konfirmandenunterricht Integration stattfinden kann, wo soll dann Integration stattfinden?“ (Sw 148-152).

Die Ängste, diskriminiert oder unfair behandelt zu werden sind nicht nur auf Seiten der Eltern. Ein Konfirmand: „Da wird auch immer ein bisschen rumgehänselt.“ (Sw 565)

Neben der Erfahrung persönlich benachteiligt zu werden, gibt es auch Befürchtungen, andere zu stören, unangenehm aufzufallen oder die Toleranzgrenze der Allgemeinheit zu überschreiten, u.a. auch im Konfirmationsgottesdienst.

Mutter: „Das stille Gebet und die F. macht „rala rala rala“, das ist so das erste was mir dazu einfällt an Befürchtungen, also die ganze Kirche sitzt voll mit festlich Gekleideten.“ (Wu 404-406).

5. Unterschiedlichkeit der Eltern/ Elternteile

Eltern sind sehr verschieden. In der Regel sind sie die Experten ihres Kindes. Sie besitzen jedoch unterschiedliche Bereitschaften und Möglichkeiten, sich für die inklusive Konfirmandenarbeit zu engagieren. Unter ihnen gibt es sowohl hochkompetente Eltern oder qualifizierte Fachkräfte als auch Eltern, die in hohem Maße selber der Unterstützung bedürfen.

Auch die unterschiedlichen, z. T. auch konträren Einschätzungen der beiden Elternteile sollten gehört und berücksichtigt werden.

6. Erwartungen der Eltern; Chancen

A „Behinderte“ sind keine Sozialobjekte

Pfarrer/innen sehen die Chance der gemeinsamen Konfirmandenarbeit *ihrer* Konfirmanden/innen primär im Gewinn an sozialen Kompetenzen und betroffene Eltern im Gewinn sozialer Kontakte. Was Eltern auf jeden Fall nicht möchten ist, dass ihre Kinder zu sozialen Lernobjekt werden:

Es sollte nicht sein, „dass es wie ein Zoo ist für die, die gucken, Behinderte gucken und so ein bisschen ein soziales Übungsfeld haben“ (PI 100-101)

Weder dürfen die Kinder mit Handicaps als Lerngegenstand instrumentalisiert noch die anderen Jugendlichen zur Sozialtat gezwungen werden:

„Also man sollte das nicht, so als Trainingsfeld benutzen. Wobei natürlich klar, also ich würde nicht gleich sagen: ihr müsst aber dann mit ihr aufs Klo und ihr den Po putzen, weil wir sind ja so gute Christen oder so. Das würde ich auf keinen Fall machen, also da würde ich z.B. sagen, da bräuchte man einen Assistenten, der so einen Klogang mitmacht und wenn dann jemand sagt: das braucht man eigentlich nicht, das können wir doch eigentlich selber, dann umso besser.“ (PI 118-121)

Die freiwillige auf natürliche Weise erfolgende Hilfestellung ist in Ordnung. Darum sollte für die pflegerische Unterstützung eine Assistenz zur Verfügung stehen.

Zwei weitere Gründe werden angeführt, warum die „Sozialchance“ mit Vorsicht zu betrachten ist, einen entwicklungspsychologischen und einen psychosozialen:

„Ich meine die Mädchen mit vierzehn fünfzehn, die haben andere Interessen als jetzt, das ist eben das, es darf nicht aus einer sozialen Verpflichtung heraus, weil man jetzt für die Zeit des Konfirmandenunterrichts ein christlicher Mensch sein will und Gutes tun will oder Pfadfinder, jeden Tag.... Das darf nicht die Ursache sein, das ist kein Grund für eine gute Freundschaft“ (PI 252-255).

Der „Samaritergedanken“ ist nach Meinung einer Mutter nicht geeignet, gleichberechtigten Beziehungen den Boden zu bereiten. Und so will sie auch nicht die christliche Tradition verstanden wissen: „Aber wenn man das genau anschaut, hat das ja auch diesen Hintergrund, im Neuen Testament, wenn Jesus sich gekümmert hat um die Randgruppen, das war ja auch nicht Mitleid bloß, oder so, sondern die Leute sind wichtig.“ (PI 541-543)

B Kompetenzansatz

Immer mehr Eltern kommen zu der wachsenden Überzeugung, dass ihre Kinder ureigene Qualitäten einbringen können. Sie dulden nicht, dass ihre Kinder auf ihre Assistenzbedürftigkeit reduziert werden. „Ich denke auch Menschen mit Behinderungen haben was zu transportieren, eine „Message“ und das muss einem als wertvoll ... auch nicht unter einem solchen sozialen Gedöns.“ (PI 528-529).

Frau P. veranschaulicht die Qualitäten ihrer Tochter an einem Beispiel:

„Also meine Julia jetzt in der einen WG und die Katie in der anderen WG, wenn die weg waren, haben sie gesagt, da fehlt was ganz Zentrales, also das ist jetzt eine Erfahrung, die nicht auf einem theoretischen Hintergrund jetzt artikuliert worden ist, sondern das sind ja Leute, die beschäftigen sich gar nicht so sehr mit Inklusion, die haben einfach gesagt: Mensch, wenn die nicht da sind, da ist es ganz langweilig bei uns. Gott sei dank sind sie wieder da, das bringt eine Qualität und das ist eine Chance das zu erkennen und das denke ich, das ist zentral wichtig.“

Wie Frau P. eingesteht, hat sich die Perspektive der Kompetenzorientierung jedoch noch längst nicht überall durchgesetzt. In der Regel wird immer zuerst die Behinderung in den Blick genommen:

„Und dann haben die Leute gleich als erstes gefragt, was für eine Art von Behinderung hat denn ihr Kind? Und dann hat gesagt das ist ein Junge, der ist x Jahre alt, der heißt so und so und der singt gerne oder der turnt gerne oder der ist immer fröhlich, der hat immer gute Laune, sie hat absolut keine Auskunft gegeben ganz bewusst, wenn sie dann darauf bestanden haben, dann hat sie gesagt: Ich frage sie doch auch nicht, ob sie Bettnässer sind oder Nägelbeißer oder frisch geschieden.“ (PI 4-9)

Der Perspektivenwechsel von der Defizit- zur Kompetenzorientierung stellt für die in der Konfirmandenarbeit Tätigen eine große Herausforderung dar. Ihr müssen sich selbst die leiblichen Eltern immer wieder stellen, „weil als Mutter ist man gewöhnt sein Kind, das kommt von der Medizin, von den Ärzten, sein Kind über den Defekt, über den medizinischen Defekt zu definieren. Und jede Mutter betet ganz brav die Behinderung runter. Es würde einem bei einem anderen Kind nicht einfallen mit den Defiziten anzufangen, also meine Tochter die kann ganz schlecht schwimmen oder irgendwas – macht ja niemand, aber bei einem Kind mit einer Behinderung da kann man die ganzen Behinderungen perfekt und man sagt nichts anderes, man sagt immer als erstes die Behinderung.“ (PI 9-11)

C Normalisierung

Statt einer sozialen Spezialbehandlung von „defizitären Wesen“ wünschen Eltern sich den selbstverständlichen Umgang mit ihren Kindern. Sie vertreten das Prinzip der Normalisierung, das von der Vielfalt der Menschen ausgeht: Normal ist verschieden zu sein. Um dieses Prinzip zu leben, braucht es die Veränderung der Sichtweise.

„Das ist eigentlich der zentrale Punkt, auch für den inklusiven Konfirmandenunterricht, für alle Inklusion, dass man immer im Auge behält, das ist erst ein Mensch oder erst ein Kind und das hat viele Eigenschaften und ein Merkmal unter vielen anderen ist die Behinderung und wenn man diese Wahrnehmung hat, dann nimmt man alle anderen Kinder auch anders wahr, nämlich auch als Wesen mit vielen Seiten.“ (PI 17-21). Die Vielfalt des menschlichen Lebens sollte sich auch im Sprachgebrauch widerspiegeln, indem nicht von „Behinderten“, sondern von Jugendlichen mit Besonderheiten bzw. Behinderungen gesprochen wird. Dies ist auch im Raum der Kirche noch nicht zur Regel geworden (s. Pfarrer/innen-Umfrage).

D Kontakte

Wie auch dieser Vater sehen die Eltern die große Chance der inklusiven Konfirmandenarbeit darin, neue Kontakte zu knüpfen: „Denn es war eigentlich so gedacht, dass der H. in der Heimatgemeinde konfirmiert werden sollte, um einen besseren Anschluss an die Kids von hier zu kriegen“. (SI 11-12). Zwischen der Lebenswelt von H. an der Sonderschule und den Lebenswelten der anderen Konfirmanden/innen wurden während der Konfirmandenzeit keine Brücken geschlagen. Der Aspekt gegenseitige Zugänge zu eröffnen, lag nicht im Blickfeld der örtlichen Arbeit. Auch die zeitlichen Rahmenbedingungen erschwerten das Kennenlernen, so dass die Erwartungen des Vaters enttäuscht wurden:

„Das war eigentlich ein Hintergedanke, der sich im Nachhinein als kalter Kaffee herausstellt. Denn der Kontakt zur Jugend hier ist durch verschiedene Umstände eingeschränkt. Der H. muss, wenn er von der Schule kommt am Mittwoch hetzen, dass er dort in den Konfirmandenunterricht kommt, er hat vorneweg keine Möglichkeit, irgendwie Kontakte zu knüpfen, hinterher verläuft sich die ganze Geschichte und es passiert nichts. Ich würde also die Integration über so einen Konfirmandenunterricht als gleich Null einschätzen. Ich würde es heute im Nachhinein, wirklich als Flop bezeichnen, von der Integrationsmöglichkeit her. Und es ist so, ganz klar, der H. ist von seinem Verhalten gegenüber den anderen Kids im Nachteil. Nicht unbedingt durch die Behinderung, sondern durch sein komplettes Verhalten. Er ist ganz anders wie verschiedene andere Kids hier und zwar ich möchte fast sagen die meisten.“ (SI 28-37)

Auch die Erwartungen einer Mutter, deren Tochter schwer mehrfach behindert ist, waren auf das Feld neuer Kontakte gerichtet: „Ich meine an diesem Modell, dass einfach die Mitkonfirmanden oder manche davon so als Peergroup agieren für die Behinderte, die da mit dabei ist, wenn das funktioniert und wenn das gut ist, dann ist es ja auch so ein Stück weit irgendwie „Freunde haben“ am Wohnort, gleichaltrige Freunde haben, zumindest punktuell, das ist eigentlich ein sehr schöner Gedanke, also wenn dann einfach auch Gleichaltrige da sind, die die F. dann mal besuchen würden, zumindest die Möglichkeit bestünde. Das gefällt mir eigentlich daran, aber das wäre eine Erwartung, die vielleicht auch dahinter stecken würde.“ (Wu 192-197). Obwohl die Tochter F. in ihrer Kontaktaufnahme äußerst wählerisch ist, gelang es, dass Beziehungen über die Projektphase hinaus von Seiten der Mitkonfirmanden gepflegt wurden. Ein wesentlicher Grund für das gute Gelingen der Beziehungen ist m.E. in der gründlichen Projektplanung und der hervorragenden Kooperation zwischen Ortspfarrer, Eltern, Sonderschule und ptz zu finden.

7. Inklusive Methodik und Didaktik

Differenzierte Wahrnehmung

Mutter: „Dann muss man andere Sachen machen, vielleicht irgendwo hingehen erst mal, wenn man irgendein Thema hat, hingehen das anschauen, vielleicht irgendetwas beobachten oder so, das dann auswerten im Gespräch oder malen oder je nachdem, kommt eben auch darauf an, wer dabei ist. Ich muss individualisieren.“ (PI 177-179)

Didaktik verändern

„Gut, das heißt natürlich, dass man den Konfirmandenunterricht anders machen muss. Das ist eine grundlegende Veränderung, wie auch in der Schule. In einer Schulklasse in der man Kinder mit unterschiedlichen Behinderungen hat muss man anders unterrichten, um jedem Kind gerecht zu werden. Dass heißt man kann nicht frontal etwas machen, für alle das Gleiche, im gleichen Tempo, was eigentlich ja sowieso eine Illusion ist, aber so wird es eben gemacht, sondern man muss einfach viel mehr handlungsorientiert, anschaulicher und dann binnendifferenziert“ (PI 164 ff)

Vater: „Der Pfarrer müsste, meiner Meinung nach viel lebensnaher den Unterricht gestalten, damit da was rüberkommt. Und nicht irgendwelche Psalmen auswendig lernen lässt, sondern wirklich einen Konfirmandenunterricht gestaltet, der heute stattfindet, nicht vor dreihundert Jahren, wo man die Psalmen geschrieben hat oder fünfhundert Jahren, sondern der heute stattfindet, dass die Kinder was mitkriegen vom heute und nicht von gestern. Und ich glaube daran hängt es bei unserem Pfarrer ein bisschen. Dass er zuviel von gestern bringt und zuwenig von heute und dadurch den Unterricht trocken wird.“ (SI 431-437)

L.: „Manchmal ist es, auch wieder nur um den heißen Brei rumdiskutieren. Also irgendwelches Zeug diskutieren, was mich gar nicht interessiert.“ (Sw 364-365)

Individualisierung

Allgemeine Regeln stoßen dort an die Grenze, wo sie von einzelnen Jugendlichen aufgrund ihrer besonderen Bedürfnisse und Möglichkeiten nicht eingehalten werden können. Um nicht den Grundsatz der Gleichbehandlung und Gerechtigkeit zu gefährden, ist es darum nötig, die besonderen Bedingungen von Jugendlichen individuell wahrzunehmen, um entsprechende Ausnahmeregelungen zu treffen. Eine bedingungslose Gleichbehandlung wird dem einzelnen nicht in jedem Fall gerecht.

Vater: „Nein, im Gegenteil, wir haben sogar noch fast Probleme mit dem Pfarrer bekommen, ...“

Mutter: „...“, weil er hat gemeint das sei ein absolutes Muss!“

Vater: „Weil das ist Muss. Und es ist so, es interessiert ja auch nicht, dass der H. behindert ist, sondern es ist Muss und was muss, das muss.“ (SI 178-185)

Ein Beispiel für die Individualisierung ist die Aktion „Bike for Bible“.

Mutter: „Sonderbehandlung, ja also z.B. als diese Radtour war, da habe ich mit einer Helferin gesprochen und habe auch mit dem Pfarrer G. gesprochen und habe abgeklärt vorher, wenn er es kräftemäßig nicht schaffen würde, die Kilometer von M. nach H. mit dem Fahrrad zu radeln, ob dann dafür gesorgt, oder wie das dann geregelt ist, dass er dann irgendwie wieder heimkommt. Und die Helfer, die haben da schon Begleitfahrzeuge, die haben das schon ganz toll gemacht.“ (Sw 276-283). Bei der Radtour können z.B. unterschiedliche Leistungsgruppen eingerichtet werden, damit sowohl die großen Sportler als auch die mit den „Drahteseln“ auf ihre Kosten kommen. Es müssen nicht alle auf demselben Weg zur selben Zeit dasselbe Ziel erreichen.

Mutter: „Also muss einfach bei jedem Kind individuell sich was überlegen, wie bei jedem Kind. Ich muss mir bei jedem Kind überlegen, wenn das so und so, was mache ich dann?“ (PI 164-172)

Erfahrungsorientierung/ Rhythmisierung

Mutter einer Tochter mit schwer mehrfacher Behinderung: „Also, wenn ich mir jetzt vorstelle, dass die F. da bei mehreren oder einigen Konfirmandenunterrichtsstunden dabei wäre, dann müsste das was man beachten müsste auf jeden Fall mal in die Richtung laufen, dass es gleichbleibende Abläufe sind, an die sie sich gewöhnen könnte, wo vielleicht Elemente dabei sind, die dann wechseln, von Thema oder von Stunde zu Stunde, aber ein Großteil gleichbleibend ist und jetzt mit Liedern oder Musik oder andere Sinneswahrnehmungen zu tun hat. Also nicht in erster Linie verbal und kognitiv orientiert.“

Auswendig lernen

Das Auswendiglernen war für H. die größte Hürde im Konfirmandenunterricht. Obwohl er sich redlich bemüht, musste er feststellen, dass er dieser Anforderung nicht gewachsen ist. Es ist ein riesiger Berg, der sich vor ihm auftürmt und die ganze Konfirmandenzeit überschattet:

Konfirmand H.: Es geht so. Ich finde meinen Pfarrer nicht gut und die Sachen auch nicht, weil die machen eben mehr so ins Auswendiglernen. Und dann lerne ich es auswendig und dann lässt er, dann sagt er es uns vor und dann müssen wir es nachsagen. (SI 74-76)

Als Förderschüler tut sich H. im Erlernen der Texte schwer. Umso mehr strengt er sich dabei an. Er möchte es auch schaffen. Doch diese besondere Leistung sollte auch honoriert werden.

Mutter: „Wissen Sie er hat z.B. letzte Woche einen Psalm auswendig lernen müssen. Dann kam er heim, mit so einem langen Ding, das musste er also bis heute auswendig lernen. Ich habe gesagt: Du musst das auswendig lernen, also mein „Junger“ ist hin gesessen und hat das Ding auswendig gelernt. Heute ist er hoch empört gekommen und hat gesagt: Mama, ich habe ganz umsonst auswendig gelernt, der hat uns das heute „vorgeschwätzt“ und wir haben es einfach „nachschwätzen“ müssen. Für was hab ich das Ding auswendig gelernt? Ich lerne nichts mehr auswendig! Dann muss er es doch nicht auswendig lernen lassen, wenn er es sowieso vorausbabbelte. Was soll das?“ (SI 366-374)

Das Memorieren der Katechismusstücke steht unter dem Vorzeichen des Konfirmationsgottesdienstes. Was hier gelernt wird, soll dort vorgetragen werden. Mit Konfirmanden/innen, die Lernschwierigkeiten haben, sollte möglichst frühzeitig besprochen werden, was sie in den Konfirmationsgottesdienst einbringen können. Dies trägt dazu bei, dass Horrorvorstellungen wie sie L. entwickelt hat, im Vorfeld schon ausgeräumt werden können.

Interviewerin:

So, jetzt frage ich dich noch eine Sache zur Konfirmation und zwar: ganz am Ende ist ja dann der Konfirmationsgottesdienst und wenn du mal an den so denkst: Wie stellst du dir das so vor, wie das so wird?

L.: Da blamier ich mich vor der ganzen Gemeinde. Möchte ich mir nicht vorstellen.

Interviewerin: Warum?

L.: Da muss ich Zeugs auswendig lernen. Was es ist weiß ich nicht, ich weiß, dass meine Kameraden, die haben irgendwas auswendig lernen müssen.

Interviewerin: Und an der Konfirmation dann aufsagen müssen?

L.: Ja.

Interviewerin: Dann glaubst du nicht, dass das auch etwas ganz Tolles ist dieser Gottesdienst?

L.: Wenn er fertig ist bestimmt. Gibt's ein gutes Mittagessen.....“ (Sw 461-480)

Für die Mutter einer Tochter mit schwer mehrfacher Behinderung stellt die Darbietung auswendig gelernter Stücke im Konfirmationsgottesdienst einen so großen Kontrast zu ihrer Tochter dar, dass diese nach ihrem Empfinden dann nicht mehr dazu passt:

„Weil dieser konventionelle Konfirmandenunterricht, so wie ich ihn mir vorstelle, der dann in dieser konventionellen Konfirmation mündet, wo man irgendwie vor dreihundert Zuhörern das Sprüchle sagen muss und irrsinnig aufgeregt ist und dann kommt da noch jemand exotisches dazu, das finde ich nicht so anstrebenswert.“ (Wu 431-434)

8. Teamteaching und Qualifikation

Vater: „Also das kann keiner, das kann kein Pfarrer, der nicht irgendwie ein längeres Praktikum in einer Behinderteneinrichtung oder einschlägige berufliche Vorbildungen mitbringt. Also da braucht es Leute, die fachkundig sind.“ (Wu 378-380)

Vater einer Konfirmandin mit schwer mehrfacher Behinderung:

„Ich denke, das ist die Voraussetzung, alles andere ist unrealistisch. Also der Pfarrer, ich sage mal 95% der Pfarrer können diesen Konfirmandenunterricht, ob er jetzt für die F. oder für viele andere Behinderte notwendig wäre, nicht vorbereiten und nicht durchführen, sie können ihn fachlich nicht durchführen und sie können ihn deshalb nicht durchführen, weil sie alleine in dieser Unterrichtssituation stehen. Also die Voraussetzung ist eine fachliche Vorkenntnis und das es mindestens zwei Leute sind, die dann.... und dann kann es die Gruppe geben und wenn es die Gruppe gibt, ist der Konfirmationsgottesdienst selber dann für die F. oder für die behinderten Kinder, dann sind das ja keine Extrawürste. Sondern dann ist das eben einfach eine kleine Gruppe von anderen.“ (Wu 346-350)

Vater Ja. Also es ist auf jeden Fall, nicht so die Situation, dass da eine Person, ein Pfarrer- eine Pfarrerin einer Gruppe von Schäflein gegenübertritt, sondern dass durch diese starke Unterschiedlichkeit der Schäflein, zwei oder mehrere Personen Schäflein hüten und das dadurch natürlich auch die Situation, diese Konfirmandenunterrichtssituation wesentlich komplexer ist und offener, wie es sonst sein kann. Insofern profitieren da vielleicht auch die anderen davon.“ (Wu 346-350)

Mutter: „Und meistens – oder die sonderpädagogische Denke ist ja die, dass man sagt sie brauchen ganz ganz viel, sie brauchen lauter Spezialisten, also man braucht – wir haben ja ein neunfach gegliedertes Sonderschulwesen und dann meint man für jedes Kind gibt es eine Schublade, da gibt es dann die optimal ausgebildeten Leute, für Blinde, für Sehbehinderte, für Taube, für Hörbehinderte, für Körperbehinderte, für geistig Behinderte, für Erziehungshilfe, Krankenhausschule, also für alles gibt es Spezialschulen, Förderschule und da denke ich eigentlich müsste Schule für alle Kinder passen, ja, also die Schule ist für die Kinder da, nicht umgekehrt, Kinder für eine bestimmte Schule.“ (Pl 73-81)

9. Zeit- und Organisationsrahmen

„*Interviewerin:* Wie geht es Dir, wenn Du mittwochs da hin gehst? Freust Du Dich drauf?

H.: Eher nicht. Weil da komm' ich von der Schule, werde mit dem Bus da hinauf gefahren und da bist du fertig.“ (Sl. 77ff)

Pädagogisch-Theologisches Zentrum
Dr. Wolfhard Schweiker
Sonderschulen
Grüninger Str. 25
70599 Stuttgart
Telefon: 0711/45804-62
Fax: 0711/45804-77
E-Mail: wolfhard.schweiker@elk-wue.de
Internet: www.ptz-stuttgart.de